

# Alte Totenbräuche im Weinland

Uralter Siedlungsboden ist unser Weinviertel, wo der Mensch schon in grauer Vorzeit wohnte; im Laufe der Geschichte kamen und gingen die Völker, von denen oft nichts erhalten blieb als einige Bodenfunde, wie Knochen und Scherben, die heute der Bauer ausackert, wenn er ein Feld für einen Weingarten herrichtet. Durch Jahrtausende hat die Erde diese Zeugen der Vergangenheit treu behütet, die von großer Wichtigkeit für die Heimatgeschichte sind.

Die Bestattung der Toten änderte sich im Laufe der Zeit und nahm verschiedene Formen an; bald wurden sie in ausgestreckter Lage auf dem Rücken, bald mit stark gebeugten Gliedmaßen, dann wieder in einer Seitenlage oder sitzend beerdigt; auch die Einäscherung war nicht selten. Gemeinsam war allen Völkern der Glaube an ein Weiterleben nach dem Tode – der Unsterblichkeitsgedanke. In der Jungsteinzeit wohnten im Weinlande sesshafte Bauern, die den Hund, die Ziege, das Schaf, das Rind und das Schwein als Haustiere kannten, die Weizen, Gerste, Linsen, Erbsen und Hirse anbauten und die Verstorbenen nahe bei ihren Wohnstätten begruben; denn immer und überall will der Lebende die Toten in seiner nächsten Umgebung haben und sie besuchen. In das Grab legte man seine Geräte, da er ja im Jenseits seine gewohnte Arbeit fortsetzte. Dazu kamen noch Speise und Trank. In der Flur „Mosang“ bei Kleinhadersdorf zeigten die Kopfknochen eine starke rote Färbung, die ziemlich tief eingedrungen war. Dieses Rot sollte symbolhaft das neue Leben darstellen und dem Körper die Blutkräfte verleihen. Die 13 Skelette lagen auf der linken Seite und mit dem Gesichte gegen Osten.

Bei Schleinbach legte man vor Jahren ein Grab frei, in dem neben dem Manne eine Frau mit zertrümmertem Schädel lag. Nach der Stellung der Hände vermutete man, dass sie eines gewaltsamen Todes gestorben war. Sie musste das Los ihres Mannes teilen, wie es in Indien noch vor 70 Jahren geschah, dass die Witwe verbrannt wurde. Später opferte sie ihren Zopf und zuletzt ein zopfähnliches Gebäck, aus dem unser Allerheiligenstriezel entstand. Aus Furcht und Angst, der Tote könnte als böser Geist zurückkehren und den Lebenden schaden, beugte man ihm die Beine und band sie fest (Hockergräber). Solche findet man im Poybach- und Zayatal häufig, da der fruchtbare Lößboden die Besiedlung günstig beeinflusste.

Diese Hockergräber waren auch in der Bronzezeit gebräuchlich. Daneben tauchen auch Flachgräber auf, in denen die Leiche auf der Seite liegt (Funde in Prinzendorf und Palterndorf). Die Bewohner waren die Illyrier, von denen der Name Zaya und Thaya stammt. Sie zähmten das Wilde Pferd und hatten in den Alpen Kupfer- und Salzbergwerke. Sie übten schon die Leichenverbrennung, die vor dem Grabe oder auf einem Scheiterhaufen vollzogen wurde. Sie war aber keine vollkommene, da sich oft noch kleine Knochenteile in der Asche vorfinden. Mit dem Begräbnis waren bei den Vornehmen sicher auch Feierlichkeiten, Wettspiele, Tänze und Unterhaltungen zu Ehren des Dahingegangenen verbunden, wobei Essen und Trinken eine große Rolle spielten. Die Asche gab man in eine Urne und vergrub sie in der Erde (Fund in Altlichtenwarth). Die lärmenden Totenfeste galten als Abwehr gegen Dämonen und böse Geister, die dem Toten auf dem Wege ins Jenseits schaden wollten.

Den Illyrern folgten die Kelten, die das Eisen, die Münzen, die Drehscheibe in der Töpferei, das Rasiermesser und das Holzfass kannten, das auf dem Gebiete des Weinhandels eine tiefgehende Umwälzung hervorrief. Bei uns besaßen sie in Oberleis ein Handels- und Kulturzentrum, von dem noch heute die Bewohner der umliegenden Dörfer erzählen, dass hier eine große Stadt gewesen sei. Sie errichteten über den Gräbern ihrer toten Gaufürsten Erdhügel, Tumuli genannt, zu dem jeder Kelte Erde herbeischaffen musste. Wir werfen auch auf den Sarg im Grabe drei Schaufeln Erde, was ein uralter Brauch ist. Das Volk schreibt diese Tumuli den Schweden und Franzosen zu; daher heißt der Bullendorfer Tumulus „Kappelberg“, weil angeblich die Franzosen mit ihren Kappen die Erde herbeischafften. Schöne Tumuli sieht man bei Bernhardsthal. Das Verbrennen der Toten war keineswegs eine Pietätlosigkeit und es geschah nicht aus Furcht vor dem Toten, sondern wurzelte in der Vorstellung, dass aus der Asche ein neuer Mensch entstehe, der im Jenseits gereinigt, geläutert und befreit von allen irdischen Schlacken weiterlebe (nach Dr. Beninger). Der Gedanke des Schmerzes und der Trauer lag dem Menschen damals beim Begräbnis ganz ferne.

Die Römer setzten ihren Abgeschiedenen einen Grabstein, dem nie die Inschrift fehlte. Interessant ist ein solcher, der bei Wr. Neustadt gefunden wurde und den Germanennamen Strobilo trägt (nach Dr. L. Franz). Dieser Name lebt als Strobel im Weinlande noch fort und hat eine starke Verbreitung. Germanensiedlungen sind in Poysdorf, Maxendorf, Wulzeshofen, Pillichsdorf und Mistelbach gefunden worden. Hier in Mistelbach war ein Mittelpunkt germanischer Kultur.

Neben der Einäscherung war die einfache Beerdigung üblich. Schöne Schmuckstücke fand man in den Gräbern bei Untersiebenbrunn und bei Laa a. d. Th., wo neben den Knochen noch ein Metallspiegel lag. Die Langobarden, die um 500 n. Chr. bei uns siedelten, hatten Friedhöfe, die auf der Nordseite eines Hügels angelegt waren. Sie zerstückelten die Leiche und legten die Gebrauchsgegenstände des Verstorbenen ins Grab, dazu noch Eier, Hühner und Eichhörnchen (das Ei - Sinnbild der Auferstehung). Das Brett, auf dem der Leichnam lag, kam auch ins Grab. Das ist der Ursprung unserer Totenbretter. In Poysdorf hat es die Form eines Kreuzes und ist bei Verheirateten braun und bei Ledigen weiß.

Der Langobardenfriedhof bei Poysdorf ist wohl der interessanteste von Mitteleuropa. Man fand da in den Gräbern Hammer, Feile, Amboss, Zange und Modelle für Arbeiten, eine schöne Vorsorge für den Verstorbenen (nach Dr. Beninger). In der Völkerwanderungszeit liebte man es, aus den Kopfknochen Becher und Trinkschalen zu machen, weil man glaubte, mit dem Wein auch die geistigen Kräfte des Toten zu trinken. Der Wein war der übliche Leichentrunk, der zum Begräbnis gehörte.

Aus der Zeit des Großmährischen Reiches (um 850) fand Pittioni bei Bernhardtsthal ein Grab, das neben verschiedenen anderen heidnischen Beigaben ein oströmisches Kreuz enthielt - ein Zeichen, dass christliches und heidnisches Gedankengut im Volke weiterlebten. Die Kirche führte da einen zähen Kampf gegen die fest eingewurzelten Bräuche, denen sie ein christliches Gewand gab. Die Friedhöfe legte man um die Kirchen an und weihte sie. Die Vornehmen fanden in der Kirche ihre letzte Ruhestätte. Einzelgräber waren beliebt, Massengräber galten als Schande. Wer in der Fremde starb, wollte in der Heimaterde bestattet werden. Dies zeugt von der großen Heimatliebe unserer Ahnen, die es als Schmach empfanden, in fremder Erde zu schlummern. War der Friedhof zu klein, so grub man nach einigen Jahren die Toten aus, sammelte und bleichte die großen Knochen und die Schädel, die in einem Karner aufbewahrt wurden (z. B. in Großkrut und Poysdorf). Hier in dieser Gemeinde machte das Beinhaus einen stimmungsvollen Eindruck auf jeden Besucher, der im Dämmerchein diesen Raum betrat. Leider wurde diese ehrwürdige Stätte bei der letzten Kirchenrenovierung zerstört und der alte Karner ist ein Raum für die Spinnen und Mäuse.

Verboten war es, die Toten auf dem Felde, im Walde oder bei Quellen zu bestatten, Leichenfeierlichkeiten abzuhalten und ein üppiges Gelage am Grabe zu veranstalten. Dafür trat ein Opfer für die Armen und für die Kirche. Der Totenschmaus erhielt einen ernsten Charakter und an die Stelle des alten Totenkultes trat der Seelenkult. Unehrlische Leute (Schinder, Freimann, fahrendes Volk) begrub man nicht im Friedhof, sondern dort, wo sie der Tod ereilte; sang- und klanglos verscharrte man sie und kein äußeres Zeichen verkündete später, dass hier ein Mensch den ewigen Schlaf schlummert. Stolpert ein Fußgänger auf dem Wege, so sagt man im Weinlande: „Hier liegt ein Musikant begraben.“ Auch sie gehörten in die Klasse der Unehrlischen, das waren solche, die keine Standesehre besaßen und keiner ehrbaren Zunft angehörten. Selbstmörder fanden ihre Ruhestätte auf dem Schindanger, Hingerichtete unter dem Galgen, die aber bei scheinender Sonne beerdigt werden mussten. Wohlhabende stifteten Seelenmessen, die am 3., 7., 9. und 30. Tage nach dem Begräbnis gelesen wurden. Dabei erhielten die Armen ein Opfer in Form von Wein, Brot und Geld. Uralt ist der Brauch, dem Toten in den Sarg ein Geldstück zu legen. Die Griechen taten es, damit er den Fährmann bezahlen konnte, der ihn über den Fluss führte, welcher das Jenseits umfloss. In den alten Dorfrechten wird ein Geld erwähnt, das man einem Lauscher, der bei einer fremden Tür horchte und vom Hausbesitzer erschlagen wurde, auf die Wunde legte (in Wihelmsdorf bei Poysdorf). In der Reformationszeit verwarfen einige Gemeinden den Friedhof und wollten die Verstorbenen nach Belieben des einzelnen beerdigen, da sie sagten: „Die Erde ist überall des Herrn.“ Die Protestanten führten die Grabrede ein und deutsche Gesänge auf dem Wege zum Friedhof. Dieser Brauch kam dann wieder ab, in Seefeld erst 1629 (nach Dr. Wiedemann). In Pestzeiten war das Massengrab Vorschrift. Im Friedhof begrub man keine Pesttoten; sang- und klanglos warf man sie in die Grube und setzte darauf einige Bäume oder einen Bildstock. Zum Andenken an die Verstorbenen läutete man die Pestglocke täglich um 7 Uhr morgens. Mancher Bildstock wurde beschädigt oder aus

Unverstand niedergerissen und das Material für andere Zwecke verwendet (z. B. in Wetzelsdorf). Die Bindung des Menschen mit der Geschichte seiner Heimat hat sich in den letzten Jahren stark gelockert.

Kaiser Josef II. verbot die Gräfte in der Kirche und die Bestattung außerhalb des Friedhofes. Jeder Tote musste hier seine letzte Ruhestätte finden, der im Gemeindegebiet gestorben war. Poysdorf besaß noch lange Zeit einen Leichenhof für Fremde und Soldaten, die nicht in demselben Acker ruhen durften wie die Einheimischen; sie waren ja Menschen zweiter Klasse und an dieser Tatsache änderte auch die Majestät des Todes nichts. Heute ist dieser Standpunkt überwunden.

Die liberale Zeit ging über die alten Bräuche hinweg. Der Einfluss der Großstadt machte sich auch in den entlegenen Landgemeinden bemerkbar. Im Allgemeinen zeigt die Bestattung heute mehr einen ernsten und würdevollen Charakter, man liebt die stille und eindrucksvolle Feier. Daneben hält man aber auch an dem Begriff einer „schönen Leich“ fest und will den Mitmenschen zeigen, dass der Tote im Leben etwas war. Ein einfaches Begräbnis fertigt man kurz mit dem Satze ab: „Ist das auch was?“ Jahrtausende gingen über unser Weinland hinweg, immer fand der Mensch nach des Lebens Arbeit in der Heimaterde seinen letzten Ruheplatz und glaubte an ein Weiterleben und an ein Wiedersehen. Eine alte Sitte ist es, dem Totengräber und den Trägern eine Weinspende zu geben. Beim Leichenschmaus dürfen sie nicht fehlen. Früher wurde der Schmaus beim Grabe abgehalten und war eine lärmende, heitere Feier. Heute ist es mehr eine Stärkung der Trauergäste, die dabei mit ehrenden Worten des Verstorbenen gedenken. Auch heute gilt der alte Satz der Römer: „De montuis nil nisi bene“ - von den Tote soll man nur Gutes sprechen.

Veröffentlicht in:

„Der Winzer“, Jg. 1949, Nr. 10, 1. 10. 1949, Seite 119 - 120